

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 6

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Wildheit.

Diese Epoche umfasst die Urzeit, die niederen und höheren Jäger. Heute noch lebende Vertreter dieser Entwicklungsstufe sind — soweit sie nicht durch Berührung mit Europäern bereits dem Urzustande entrissen sind — Australier, Buschmänner, Eskimos, nordamerikanische Jäger- und Fischervölker usw. Sie besitzen nur natürliche Nahrungsquellen: Sammeln wildwachsender Pflanzen, Jagd und Fischfang. Die Wirtschaft ist eine Naturalwirtschaft; sie sorgt nur für den unmittelbaren eigenen Bedarf. Ihre Technik umfasst Urwerkzeuge und Waffen aus Holz, Knochen, Horn und behauenen Steinen (ältere Steinzeit), sowie die Kenntnis des Feuers; bei den höheren Jägern finden wir bereits Pfeil und Bogen; ihre gesellschaftliche Organisation ist die auf Verwandtschaft gegründete geschlossene oder erweiterte Sippe.

Die erste Gliederung erfolgt nach Altersstufen⁶⁾ (Alte, Erwachsene, Kinder) und nach dem Geschlecht; der stärkere Mann obliegt der Jagd, die Frau sammelt Früchte und Wurzeln und widmet sich der Aufzucht der Kinder. Bei eheartigen Beziehungen, die durch Raub oder Tausch zustande kommen, ist die Frau Eigentum des Mannes, Arbeits- und Lasttier. Nur mit Beginn des Ackerbaues, der die nächste Epoche der Barbarei einleitet und die Frau vor dem jagenden Mann sesshaft macht, erlangt die Frau vorübergehend das wirtschaftliche Übergewicht, und die Mutter steht im Vordergrund der Gesellschaft (Mutterrecht).

Das Seelenleben ist auf dieser Stufe durch das Vorwalten des Trieblebens gekennzeichnet. Hunger und Satttheit, geschlechtliche Erregung und Befriedigung, Unlust und Lust bewegen seelisch den Urmenschen. Vor allem erfüllt ihn aber die Furcht vor den mannigfachen Gefahren der Umwelt, das hilflose Grauen vor feindlichen Gewalten, die ihn bedrohen.

Aus dieser Furcht sind die ersten religiösen Vorstellungen geboren, die auf dieser Stufe eine überragende Bedeutung haben. Moral und Recht, Kunst und Sprache sind in ihren primitiven Formen durchsetzt mit abergläubischen Elementen. Stand doch der Urmensch den Naturkräften gänzlich verständnislos gegenüber. Der Sturm riss seine bescheidene Hütte nieder; wie konnte er sich vor diesem furchtbaren, unsichtbaren Feind schützen? Eine Krankheit warf ihn zu Boden; was war in ihn gefahren? Der Hunger peinigte ihn; was knurrte in seinen Eingeweiden?

Der primitive Mensch denkt immer menschenähnlich (anthropomorph); er vermenschlicht die ganze Natur. Unsere Sprache hat diese kindlichen Denkformen bis heute getreulich aufbewahrt: Der Sturm »heult«, der Bach »murmelt«, die Sonne »begibt sich zur Ruhe« usw.

Die ganze Natur war offenbar erfüllt von unsichtbaren Wesen, vor deren Wirken Sicherung geboten war. Man musste versuchen, diese Dämonen zu täuschen, zu schrecken oder

⁶⁾ Vgl. Heinrich Eildermann, »Urkommunismus und Urreligion, geschichtsmaterialistisch beleuchtet«. Berlin 1925.

sonstwie Einfluss auf sie zu gewinnen. Diesen dumpfen Erwägungen entstammen alle sogenannten Zauberhandlungen, welche uns heute so wirr erscheinen und doch seelisch begründet sind. Der Zauberer spielt auf dieser Stufe eine ganz gewaltige gesellschaftliche Rolle; seine Macht stützt sich auf den Zauberglauben, dem alle Hordenmitglieder suggestiv unterliegen, wodurch allein schon die Wirkung seiner geheimnisvollen Magie (Zauberkraft) gesichert wird. Er ist aber auch der Hüter des primitiven »Wissens« (Kenntnis von Arzneipflanzen usw.) und überliefert es als wertvollen Schatz seinem Nachfolger.

Auch der Seelenbegriff ist in seiner rohesten Form auf dieser Stufe zu finden. Im Traum und im Tode trennt sich die Seele vom Körper. Daraus erklären sich Totenkult, Ahnenverehrung⁷⁾ und bestimmte Bestattungsformen, welche sich teilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Alle religiösen Zeremonien (z. B. Verwendung des Gebetriemens bei den Juden, Prozessionen bei den Katholiken) sind Zauberhandlungen, die aus der Epoche der Wildheit stammen, und alle Gebete sind eigentlich nichts anderes als Ueberreste einstiger Beschwörungsformeln. Wer in der Gegenwart, inmitten eines Maschinenzeitalters, noch irgendwie abergläubisch ist, der gehört seelisch in die ältere Steinzeit; er denkt nicht logisch, sondern magisch.

Es ist wichtig, festzuhalten, welche Bedeutung einmal den religiösen Vorstellungen zukam, damit man die Anfänge der Geschichtsschreibung auf theologischer Grundlage voll begreift.

2. Barbarei.

Diese Epoche umfasst Hirten, niedere und höhere Ackerbauer. Heute noch lebende Vertreter dieser Stufe sind die Hirtennomaden Asiens und Afrikas, indianische Ackerbauer, Papuas, Malaien u. a. Auf einer höheren Stufe stehen schon die ozeanischen und afrikanischen Ackerbauer, deren gegenwärtige Kultur etwa jener der homerischen Griechen und der Germanen im Frühmittelalter entspricht. In der vorgeschichtlichen Zeit gehören die Pfahlbautenbewohner zu dieser Stufe.

Die Nahrungsquellen sind die durch primitiven Ackerbau (Hackbau) und Viehzucht gewonnenen Produkte. Die Technik umfasst bereits Töpferei und Weberei. Die Werkzeuge und Waffen aus Stein werden sorgsam geglättet, durchlocht und geschliffen (jüngere Steinzeit). Die gesellschaftliche Organisation führt zur Bildung der patriarchalischen Familie, zur Haus- und Dorfwirtschaft. Die fortschreitende Arbeitsteilung zeigt den Charakter der frühgewerblichen Entwicklung; die Wirtschaft ist eine Naturalgeldwirtschaft.

Die Entwicklung geht auf dieser Stufe verhältnismässig schon viel rascher vor sich. Am Anfang der Sesshaftigkeit gelangt das Mutterrecht zur höchsten Blüte. Vielfach reisst die Frau die Vorherrschaft der Familie an sich (Matriarchat) und

⁷⁾ Heinrich Cunow, »Ursprung der Religion und des Gottesglaubens«. Berlin 1924.

Feuilleton.

Bibel und Sittlichkeit.

V.

E. Br. Mutter Rebekka vernahm von dem Zorne Esaus. Sogleich teilte sie ihre Befürchtungen wegen Esaus Rache ihrem Lieblingssohne Jakob mit und riet ihm, sich schleunigst davon zu machen, und zwar zu ihrem Bruder Laban, der in Haran wohnte. Um aber bei Isaak die Betrugsgeschichte nicht mehr berühren zu müssen, log sie ihm als Reisegrund vor, dass sie nicht mehr leben möchte, wenn Jakob eine Tochter des Landes heiratete, wie Esau getan hatte. Der gute Isaak fiel darauf herein, segnete Jakob und gebot ihm, sich von den Töchtern Labans ein Weib zu nehmen. Und Jakob schüttelte den Staub des Bodens, der ihm durch seine Niedertracht heiss geworden war, von den Füßen.

Laban war ein Enkel Nahors, eines Bruders Abrahams, also ein Grossneffe dieses gottgesegneten Patriarchen. Er zeigte sich seines Stammes würdig, wie wir gleich sehen werden.

Laban hatte zwei Töchter; die ältere hiess Lea und »hatte ein blödes Gesicht«, die jüngere hiess Rahel und »war hübsch und schön«.

Diese äussern Vorzüge blieben Jakob nicht verborgen. Rahel gefiel ihm, und als ein Monat um war, machte er Laban den Vorschlag, dass er ihm sieben Jahre dienen wolle, wenn er ihm hernach Rahel zum Weibe gebe. Laban war einverstanden und sprach: »Es ist besser, ich gebe sie dir, denn einem andern; bleibe bei mir.« Und als die sieben Jahre um waren, wurde mit grossem Aufwand die Hochzeit gefeiert.

Aber was geschah? — Als sich der neugebackene Ehemann nach des Tages Schwelgerei — jedenfalls nicht in ganz nüchternem Zustande in sein hochzeitlich Gemäch zurückzog, steckte ihm der famose Onkel und Schwiegerpapa die ältere Tochter, Lea, die mit dem blöden Gesicht, in die Kammer, und der wein- und hochzeitselige Jakob merkte den Betrug nicht. Erst am Morgen, als er sich die Augen ausrieb, entdeckte er die Bescherung.

Nun stellte er Laban zur Rede, und dieser gab ihm unverfroren zur Antwort: »Es ist nicht Sitte in unserm Lande, dass man die Jüngste ausbebe vor der Aeltesten.« (29. Kap. 26.)

Es war ihm aber nur darum zu tun gewesen, die weniger Gangbare unter die Haube zu bringen. Nachdem ihm dies gelungen war durch einen Schelmenstreich, der in seiner Art einzig sein mag, war ihm die andere auch feil. Er sagte zu Jakob: »Halte mit dieser (Lea) die Woche (Festwoche) aus, so will ich dir diese (Rahel) auch geben, um den Dienst, den du bei mir noch andere sieben Jahre dienen sollst.« (29. Kap. 27.)

Jakob ging darauf ein und kam damit wider Willen in einer Woche zu zwei Weibern. Dies hatte nachstehende ergötzliche Familiengeschichte zur Folge:

Von den beiden Gattinnen war ihm Rahel, die jüngere und schönere, lieber. »Da aber der Herr sah, dass Lea unwert war, machte er sie fruchtbar, und Rahel unfruchtbar.

Und Lea ward viermal schwanger und gebar dem Jakob die Söhne Ruben, Simeon, Levi und Juda.

Da ward Rahel sehr neidisch auf Lea (für Malthus war damals die Zeit noch nicht da) und sprach zu Jakob: Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich.«

gelangt sogar manchmal zur Leitung des Stammes. Der als Jäger oder Hirte nomadisierende Mann muss zu der sesshaften Frau übersiedeln, wenn er heiraten will (Diensthe). Die auf Grund mütterlicher Verwandtschaft aufgebaute Sippenordnung erreicht ihre umfassendste Form: Ehe und Familie tritt vor der Sippe zurück.

Aber die durch die beginnende Sesshaftigkeit geänderten Besitzverhältnisse führen auch zwangsläufig zur Scheidung von reich und arm. Der begüterte Mann kauft die Frau oder mehrere Frauen und löst dadurch die Familie aus dem Sippenverband; an die Stelle der Sippenerbfolge tritt die Familienerbfolge.

Der wachsende Reichtum sesshafter Völker verlockt aber auch kriegerische Völker zu Eroberungen. Die Besiegten werden nicht erschlagen und verspeist, sondern zu Sklaven gemacht. Es entsteht der Kriegsstaat, der zuerst als Stammesstaat auftritt. An der Spitze steht der Herrscher (Militärbefehlshaber), die Reichen bilden den Adel, die Gemeinfreien geraten immer mehr in die Hörigkeit der Besitzenden, und die Sklaven haben die Hauptarbeit zu verrichten. Aus den Kämpfen zwischen Herrscher, Adel und Volk ergeben sich je nach den örtlichen Verhältnissen die Staatsformen der Demokratie (Volksherrschaft), Oligarchie (Herrschaft der Reichen) oder Despotie (Alleinherrschaft).

Die Sesshaftigkeit wirkt auch auf die seelische Entwicklung ein. Der Mensch ist auf dieser Stufe bereits genötigt, den regelmässigen Ablauf der Naturvorgänge zu beobachten. Der Wechsel von Tag und Nacht bedingt seine Arbeitseinteilung; die Jahreszeiten bestimmen Aussaat und Ernte; Vollmond und Neumond besorgen die kalendarische Einteilung.

Die gewerbliche Arbeit regt die Phantasietätigkeit mächtig an. Der Mensch beginnt zu dichten; die Naturkräfte werden personifiziert (als Person gedacht), und die Naturvorgänge werden dramatisiert (in Form einer bildhaften Handlung dargestellt). Der Blitz wird zum Gewittergott »Donar«, der Sturm zum Windgott »Wodan« (der Wehende); der Sonnengott Apollo fährt auf einem Wagen die Himmelsbahn ab, sein Kommen verkünden die Horen (Morgenröte); die Sage der Persephone schildert das Schicksal des Saatkornes, das in die Erde versenkt wird; der Wechsel der Jahreszeiten, das Werden und Vergehen in der Natur gibt Anlass zu dem Mythos (Göttersage) vom sterbenden und wiedererstehenden Sonnengott.

Die lebenspendende Sonne rückt überhaupt immer mehr in den Mittelgrund der religiösen Betrachtungen, denn die Sonne hat für den Ackerbau überragende Bedeutung. Man denke nur an das Weihnachtsfest (Wintersonnenwende), welches die Geburt des Heilands (Sonne) feiert, ferner an Ostern, das ist die Auferstehung der Natur im Frühling. Man vergleiche auch die Siegfriedsage, in welcher der Sonnenheld Siegfried die Brünhilde — das ist die im Winterschlaf ruhende Erde — wachküsst: Die Brünne (das ist der winterliche Eispanzer, welcher die Erde umgibt) wird durch die Strahlen der Früh-

lingssonne (das ist das Schwert Siegfrieds) gesprengt. Denselben Vorgang schildert in anderer Form das Volksmärchen im »Dornröschen«.

Die Erinnerung an die grossen Taten verstorbener Führer verdichtet sich zu Heldensagen, welche mit den Natursagen in eins zusammenfliessen (Herakles). Damit ist auch für die Geschichtsbetrachtung ein neuer Anreiz gegeben. Der Heros (Held) ist es, der die Geschichte seines Volkes — mit oder ohne Hilfe Gottes — gestaltet.

(Schluss folgt.)

Gottesbegriff und Wissenschaft.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen;
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.

Friedrich Rückert.

Wer in einem Gebirgstal sich aufhält, wo mächtige Gebirge den Ausblick einengen, der wird leicht den nächstliegenden Gipfel für den höchsten im ganzen Gebirge ansehen, ob schon er weit niedriger ist als dahinterliegende andere Berggipfel. Um einen richtigen Einblick in diese Verhältnisse sich zu verschaffen, ist es daher besser, einen weit entfernten Punkt aufzusuchen, von wo aus die ganze Kette der firn gekrönten Berggipfel in erhabener Grossartigkeit sich dem staunenden Auge darbietet. Noch besser ist es, die Alpen aus dem Luftschiff zu betrachten, um einen richtigen Einblick in ihre Majestät erhalten zu können. Auf den Standpunkt, von dem aus, auf den Schwinkel, unter dem man Einzelfragen betrachtet, kommt es vor allem an, und, um ihre Zusammenhänge und ihre Bedeutung richtig verstehen zu können, muss man weit von ihnen abrücken oder sich gar über sie erheben. Dies gilt nun nicht nur von den dem Auge sichtbaren Gegenständen, sondern in ganz gleicher Weise auch von geistigen Problemen.

Als vernünftige und denkende Wesen sind die Menschen berechtigt, alle Behauptungen und alle Lehren gründlich und aus Distanz zu prüfen, bevor sie dieselben anerkennen; nur dadurch wird die Anerkennung aufrichtig und nicht erheuchelt sein. Der Wahrheit allein muss sich der Mensch unterwerfen, darum sagt Jordan so treffend:

»Wirf Götter und Götzen über Bord,
Dann frisch ans Steuer getreten;
Errungen nur wird der Wahrheitsgott,
Nicht erbetet und nicht erbeten.«

»Die Wahrheit ist eine Fackel, aber eine ungeheure«, sagt Goethe, »daher suchen so viele nur blinzelnd an ihr vorbeizukommen und haben Furcht, sich an ihr zu verbrennen.«

Wer bringt uns aber die Wahrheit? Doch wohl nur das Wissen! »Die Wissenschaft aber braucht mehr, als trockene Geistesautomaten ohne Herzblut«, sagt Förster, »sie braucht ganze Menschen, die gelernt haben, gegen eine Welt von Vor-

»Jakob aber ward sehr zornig auf Rahel und sprach: Bin ich doch nicht Gott, der dir deines Leibes Frucht nicht geben will.«

Und nun griff Rahel zu demselben Mittel wie ihre Urgrossmutter Sarah; sie gab ihrem Eheherrn eine Magd bei, damit er mit ihr Kinder zeuge. »Sie sprach: Siehe, da ist meine Magd Bilha; lege dich zu ihr, dass sie auf meinem Schoss gebäre, und ich doch durch sie erbaut werde. Und sie gab ihm also Bilha, ihre Magd, zum Weibe; und Jakob legte sich zu ihr.« (30. Kap. 3, 4.)

Die Magd Bilha gebar dem Jakob die Söhne Dan und Naphtali. Darüber ward nun Lea neidisch, und da es bei ihr nach den vier Geburten einen Stillstand gegeben hatte, gab sie ihrem Eheherrn ihre Magd Silpa zum Weibe. Sie hatte bei dem edlen Wettbewerb Erfolg, indem die Magd die Söhne Gad und Asser zur Welt brachte und Lea selber die Söhne Isaschar und Sebulon gebar.

Endlich, endlich kam auch die schöne Rahel zu Ehren und schenkte Jakob den nachmals berühmt gewordenen Joseph, später noch den Benjamin.

Als es Jakob an der Zeit fand, wieder heimzukehren, kamen er und Laban überein, der Lohn für Jakob solle darin bestehen, dass bei den kommenden Würfen der Schafe und Ziegen alle bunten, fleckigen und schwarzen Lämmer und Zicklein Jakob zufallen sollen.

Was tat nun Jakob, um eine möglichst grosse Herde zusammenzubringen? Er legte in die Trinkrinne der Muttertiere zu der Zeit, da sie belegt werden sollten, »Stäbe von grünen Pappelbäumen, Haseln und Kastanien; und schälte weisse Streifen daran, dass an den Stäben das Weisse bloss ward.« (30. Kap. 37.) Er glaubte nämlich, dass die beim Anblick der doppelfarbigen Stäbe empfangenden Tiere doppelfarbige Junge zur Welt bringen werden. Und er hatte Erfolg

mit seinem Kniff: »Also empfingen die Herden über den Stäben, und brachten Sprenglichte, Fleckichte und Bunte. (30. Kap. 39.)

Er wandte ihn aber nur an, »wenn der Lauf der Frühlinger-Herde war«, denn die Frühlingstiere galten als wertvoller als die Herbsttiere, wie heute noch, und so bereicherte sich Jakob auf Kosten seines Oheims und Schwiegervaters auf hinterlistige Art nicht nur mit der Menge, sondern auch mit dem Wert der Tiere. »Daher ward der Mann über die Massen reich, dass er viele Schafe, Mägde und Knechte, Kamele und Esel hatte.« (30. Kap. 43.)

In Labans Sippe sprach es sich herum: »Jakob hat alles unsers Vaters Gut an sich gebracht, und von unsers Vaters Gut hat er solchen Reichtum zuwege gebracht.«

Unter diesen Umständen fand es Jakob für geraten, die Abreise zu beschleunigen. Er mochte aber fürchten, seine beiden Weiber könnten von dem Gerede hören und sein Verhalten ihrem Vater gegenüber nicht gutheissen. Darum spielte er ihnen gegenüber den Zukurzgekommenen und beklagte sich über Laban, dass dieser ihn getauscht und ihm den Lohn zehnmal verändert habe. Da aber sein Reichtum gegen diese Behauptung sprach, erklärte er sein Reichwerden mit dem Beistand Gottes. Er sagte zu seinen Weibern: »Wenn er (Laban) sprach: Die Bunten sollen dein Lohn sein, so trug die ganze Herde Bunte. Wenn er aber sprach: Die Sprenglichten sollen dein Lohn sein, so trug die ganze Herde Sprenglichte. Also hat Gott die Güter euers Vaters entwendet, und mir gegeben.« (31. Kap. 8, 9.)

Zweifelloos wird die sittliche Vollkommenheit dieses Gottes auf die Kinder einen überwältigenden Einfluss machen. Aber wir sind noch nicht am Ende.

Ein wie schlechtes Gewissen dieser Tugendheld der biblischen Geschichte hatte und wie sehr ihm auch hier der Boden unter den

urteilen in der eigenen Brust und in derjenigen ihrer Mitmenschen bis zu Ende durchzukämpfen und erfüllt sind von der Hingebung an den Geist der Wahrheit, welcher eins ist mit dem Geiste einer über alle Klassen und Interessen stehenden Menschlichkeit.«

Daher ist es ein grosses Unglück für die Menschheit, dass ihre religiösen Vorstellungen in einer Zeit gebildet und mehr oder weniger für die darauf folgenden Zeitalter fixiert wurden als unumstössliche Wahrheiten, als man nur ganz geringe Kenntnisse von der Natur und der Geschichte besass und in beiden Gebieten Irrtümer und Fabeln aller Art herrschten. Damit wurde der Grund gelegt zum Todeskampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Wissen und Glauben, zwischen Vernunft und Fanatismus, der heute nach dem Weltkrieg erneut in ein akutes Stadium getreten ist. Niemals kann ein Mensch mit heutigem Wissen ausgestattet sich mit dem zufriedenen geben, was man vor Jahrhunderten ohne weiteres geglaubt hat. »Von dem Moment an, wo die Religionen sich dem Fortschritt der Wahrheit in der Erkenntnis der Wahrheit in den Weg stellen, müssen sie beiseite geschoben werden.« Zu verlangen, dass grosse Geister — Goethe, Friedrich der Grosse, Schiller, Virchow, Voltaire, Rousseau etc. — die religiösen Dogmen zu ihrer Ueberzeugung machen sollten, ist ebenso naiv, wie zu verlangen, dass ein Riese den Schuh eines Zwerges anziehe,« sagt treffend Schopenhauer.

Aber leider ist weit mächtiger als der menschliche Verstand: der menschliche Unverstand. Es scheint die Menschen eben zu ärgern, dass die Wahrheit so einfach ist. Die Wissenschaft aber braucht keine Religion, sondern nur Wahrheit. Schon vor zweihundert Jahren hat der japanische Philosoph Arai Hakouseki auf diese Verhältnisse hingewiesen. »In den Jesuiten« (welche zu Missionszwecken nach Japan kamen), sagt er, »sind eigentlich zwei Menschen enthalten: wenn sie von der Wissenschaft ihres Landes reden, so sind sie bewunderungswürdig, aber sobald sie auf ihre Religion zu sprechen kommen, so reden sie unvernünftig und kindisch: es ist, als hörte man zuerst einen Weisen, dann aber einen Narren reden.« Man bedenke, das war vor zweihundert Jahren, und wie viele, nicht nur Jesuiten, reden heute »bald wie Weise und bald wie Narren«. Denn wirklich ein Narr muss es sein, der den Zirkelbeweis mit seinem Glauben festhält, ein Beweis, welcher direkt vernunftwidrig ist und der lautet:

»Warum ist Jesus Gottes Sohn? Weil es im neuen Testament steht. Warum glaubt ihr dem neuen Testament? Weil es Gottes Wort, d. h. Jesu Rede ist. Wieso Gottes Wort? Weil es in dem heiligen Buch, dem neuen Testament, steht? Warum glaubt ihr nur diesem einen alten Buch und keinem andern? Weil es von Gott eingegeben ist?« Auf diese Weise kann man nicht nur tage- und monatelang, sondern jahre- und jahrzehntelang im Kreise herumgehen und hat damit doch gar nichts bewiesen, daher ist der Ausdruck »narrisch« für eine solche Logik von dem japanischen Philosophen nicht zu tief

Füssen brannte, geht daraus hervor, dass er nicht einmal den Mutaufbrachte, von Laban Abschied zu nehmen. Er verabredete mit seinen beiden Weibern, heimlich mit allem, was er an Vieh, Kamelen, Knechten und Mägden und anderer Habe besass, zu entfliehen. Und

Gott nahm Partei für den Feigling, hiess das Vorhaben Jakobs gut und nahm den Betrug mit den Tieren auf sich. Er sprach: »Hebe auf deine Augen, und siehe, die Böcke springen auf die sprenglichte, fleckichte und bunte Herde; denn ich habe alles gesehen, was dir Laban getan hat.«

Was Laban dem Jakob sollte zugefügt haben (ausser dass er ihm die Lea anhängte), vernimmt man nicht. Es heisst bloss: »Und Jakob sah an das Angesicht Labans; und es war nicht mehr gegen ihn wie gestern und ehigestern.« Das war aber auch nicht zu verwundern, nachdem wohl auch Laban dahintergekommen war, dass der Schwiegersohn sich auf seine (Labans) Kosten bereicherte. Uebrigens spricht Jakobs feige Flucht auch nicht dafür, dass er seinem Oheim mit gutem Gewissen hätte ins Auge sehen können.

Lüge und Diebstahl nehmen ihren Fortgang. Als sich Laban nach entfernteren Weideplätzen begeben hatte, um dort die Schafe zu scheren, packte Jakob die Gelegenheit und machte sich mit Weib und Kind und Kegel davon. Es muss eine sehr gut verschleierte Flucht gewesen sein, denn Laban erhielt erst am dritten Tag Kunde von dem Vorgefallenen.

Rahel aber, die würdige Gattin ihres vorbildlichen Ehemann, stahl vor der Flucht ihrem Vater ein Götzenbild.

Laban jagte nun sofort mit seinen Leuten der flüchtigen Sippschaft nach und erreichte sie nach sieben Tagereisen auf dem Berge Gilead. Er hätte gewiss Ursache gehabt, mit seinem Schwiegersohn

gegriffen. Was ist aber das innerste Wesen, der Kern dieser absurden Logik? Es ist die Transzendenz, das ist die Fähigkeit, Dinge zu glauben oder zu sehen, die man sich einbildet und für deren Existenz jeglicher Grund fehlt, wobei man sich für das, was man nicht sieht, mehr begeistert, als für das, was man wirklich sieht. Von der Transzendenz aber zur Vernunftlosigkeit ist nur ein ganz kleiner Schritt. Doch sagen wir mit von Schack:

»Aufwärts, ja aufwärts geht der Menschheit Gang,
Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet,
Ja, ob er auch jahrhundertlang
In dunkle Abgründtiefen schwindet,
Nach oben wieder reisst sie doch ihr Drang.«

Welcher Gebildete hat nicht Homers Iliade gelesen, jenes grossartige Gedicht aus dem Altertum, dessen poetische Schönheiten zum Teil heute noch unerreicht dastehen? Wer erinnert sich nicht der darin geschilderten Kämpfe nicht nur zwischen den Völkern der Erde, sondern speziell auch in idealisierter Form im griechischen Himmel? Wie die im Olymp in ewiger Seligkeit thronenden Götter nicht nur in lebhaftem Interesse direkt sich in die menschlichen Kämpfe hineinmischen, sondern dabei noch ganz, wie die Menschen, von gleichen Gefühlen, Erregungen, Leidenschaften und Schwächen besetzt sind. Wie namentlich der Alles beherrschende Gott-Vater, der Zeus oder Jupiter, von seinem goldenen Throne herab so regiert und seinen niederen Göttern befiehlt, wie dies ein irdischer König mit seinen Untergebenen zu tun pflegt. Wie sie alle vor ihm zittern und wie er sich menschlich benimmt, nur mit dem Unterschied, dass alles grossartiger, gewaltiger, erhabener gedacht oder vorgestellt wird. Sogar seine Person und sein Aussehen erscheinen unter dem Bilde eines idealisierten Menschen. Er wird von Homer ungefähr in derselben Weise dargestellt, wie sich auch heute noch ungebildete Menschen Gott vorzustellen pflegen: als ein alter, ehrwürdig aussehender Herr mit langem Bart und herabwallenden Locken, der, wenn er sich bewegt, Himmel und Erde erzittern macht. Als z. B. Thetis, die Mutter des Achilles, bei Zeus Rache erflehte für ihren beleidigten und schwer gekränkten Sohn, da reagierte derselbe nach Homer folgendermassen:

»Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kroneion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbeben die Höhen des
Olympos.«

Als im Heere der Griechen vor Troja die Pest ausbrach, da gibt Homer als Ursache dafür die fernhintreffenden Pfeile des Gottes Apollo an. Solche Beispiele liessen sich aus der Iliade zu Hunderten noch anführen. Wir begnügen uns damit. Sie fragen, warum ich diese Dinge zitiert habe? Ich antworte: weil ich keine besseren Beispiele gewusst habe, um so recht deutlich die Vermenschlichung Gottes darzustellen, die nach Feuerbach die Quelle und den Anfang alles und jedes Gott- und Götterglaubens bildet und bei Homer, dem grössten Dichter der Griechen, uns in naivster, aber auch zugleich in

ein kräftig Wörtlein zu reden. Aber er beherrschte sich, war freundlich zu ihm und sagte: »Warum bist du heimlich geflohen, und hast dich weggestohlen, und hast mir's nicht angesagt, dass ich dich hätte begleitet mit Freude, mit Singen, mit Pauken und Harfen? Und hast mich nicht lassen meine Kinder und Töchter küssen?« (31. Kap. 27, 28.) Er hatte aber auch den Götzendiebstahl bemerkt und stellte Jakob auch deshalb zur Rede.

Jakob antwortete wie ein rechter Feigling und Auskneifer: »Ich fürchtete mich, und dachte, du würdest deine Töchter von mir reissen.«

Von dem gestohlenen Götzenbild scheint er wirklich nichts gewusst zu haben, denn er fügte bei: »Bei welchem du aber deine Götter findest, der sterbe hier vor unsern Brüdern. Suche das Deine bei mir, und nimm es hin.«

Laban ging in die Zelte und suchte.

Als aber Rahel, die Diebin, dies vernahm, nahm sie »die Götzen und legte sie unter die Streu der Kamele, und setzte sich darauf. Laban aber betastete die ganze Hütte und fand nichts.« (31. Kap. 34.)

»Da sprach sie zu ihrem Vater: Mein Herr, zürne nicht, denn ich kann nicht aufstehen gegen dich; denn es gehet mir nach der Frauen Weise.«

Laban dachte natürlich nicht, dass ihn die eigene Tochter auf so niederträchtige Weise bestehle und belüge und liess sie rücksichtsvoll auf dem Diebsgut sitzen. »Also fand er die Götzen nicht, wie sehr er suchte.« (31. Kap. 35.)

Das war nun Wasser auf Jakobs Mühle. Er überschüttete Laban mit Vorwürfen über schlechte Behandlung in massloser Uebertreibung.

Darauf versöhnten sie sich, schlossen einen Bund und jeder zog seines Weges, Jakob mit Zittern und Zagen seinem Bruder Esau ent-

herrlicher poetischer Gestalt entgegentritt. Dass in allen andern Religionen mehr oder weniger das poetische Moment ebenfalls enthalten ist, hat seinen Grund nach Feuerbach darin, dass alle Religionen nichts anderes sind, als in ihren Begriffen Gott, Himmel, Seligkeit durch die Macht der Einbildungskraft ins Leben hinein gesetzte subjektive Herzenswünsche. Wie sagt doch Schiller so klar: »In seinen Göttern malet sich der Mensch.« Hätte der Mensch keine Wünsche, so hätte er keine Götter, was der Mensch sein möchte und haben möchte, was er aber nicht hat und nicht ist, dazu macht er seinen Gott.

Damit kommen wir zu einem weiteren Moment, dem Begriff des »Habens«, des Besitzes, und je mehr in den Religionen dieses hervortritt, um so mehr verschwindet die Poesie daraus. Unser heutige Gottesbegriff befriedigt uns weder logisch noch wissenschaftlich und vermag uns auch poetisch nicht mehr zu erwärmen, was wohl schon Schiller zu seinem berühmten Gedicht an die Götter Griechenlands veranlasst haben mag, indem er die antike und moderne Religion einander gegenüber stellt und den Verlust der ersteren so tief beklagt:

»Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.«

Die Selbstidealisation der Menschen in Gott oder die Vermenschlichung Gottes wurde aber nicht erst durch Feuerbach erkannt, sondern der griechische Philosoph Xenophanes, der ums Jahr 540 v. Chr. lebte, wurde berühmt durch seinen energischen Kampf gegen den griechischen Götterglauben. »Den Sterblichen«, so sagte Xenophanes, »scheint es, als ob die Götter ihre Gestalt, Kleidung und Sprache hätten. Die Neger dienen schwarzen Göttern mit stumpfen Nasen, die Thraker Göttern mit blauen Augen und mit blonden Haaren.

Sterbliche Menschen glauben, die Götter würden geboren,
Wären wie wir von Gestalt, Gewandung und Sprache.
Doch, wenn Rinder und Löwen gleich Menschen Hände besäßen,
Malen könnten und Statuen bilden, so würden die Tiere
Götter nach ihrem Bilde schaffen, die Götter der Pferde
Wären wie Pferde, die Götter der Ochsen wie Ochsen.«

Und Anaxagoras, der etwas später lebte, sagte:

Könnten die Vögel sich Gott einbilden, so wär' er geflügelt,
Und für das flüchtige Ross wäre vierbeinig sein Gott.«

Diese Auffassung, in unsere heutige Zeit übersetzt, würde lauten nach Multatuli:

»Die Frommen machen einen Gott, tackeln und putzen ihn lächerlich auf, und wenn ich dann über diese Lächerlichkeit lache, so sagen sie, dass ich etwas Heiliges antaste.«

Xenophanes vertrat seine Auffassung ungestraft vor rund 2500 Jahren, während es heute sehr riskiert wäre, in einer katholischen Landgegend sich in ähnlicher Weise über ein Christus- oder Marienbild zu äussern. Aber auch in Griechenland trat etwa 200 Jahre nachher die Reaktion ein und Protogoras wurde aus Athen verbannt und seine Schriften verbrannt, weil er von den Göttern sagte, man könne nicht wissen, ob sie existieren und was sie eigentlich seien. Sokrates, der grosse, antike Philosoph, musste wegen seiner Verleugnung der griechischen Götter den Giftbecher trinken.

Die ältesten griechischen Philosophen waren schon echte materialistische Philosophen, es fehlte ihnen nur die grossartige Naturerkenntnis unserer Zeit, um ihren Systemen eine feste Grundlage zu geben. Und weil ihnen gerade dieses Fundament fehlte, so gingen ihre Auffassungen mit der Zeit wieder verloren und wurden übertüncht, teils durch die idealistische Philosophie des Plato und seiner Nachfolger, teils durch den ungeheuren Einfluss des Christentums, welches speziell den Gottesbegriff oder Gottglauben bis zu einer Höhe und Bedeutung und Naivität erhoben hat, wie er ihn vorher nie besessen und wahrscheinlich nachher nie mehr besitzen wird.

Dafür ein kleines Gedicht von Liliencron als Beispiel:

Das Lotterielos.

»Auf jedem Ziehungstag sah ein Beamter,
Der dort die Aufsicht mit zu führen hatte,
Ein armes, altes, Mütterchen am Platz.

gegen, von dem er, mit der eignen schuftigen Gesinnungsart rechnend, das Schlimmste fürchtete.

Esau aber rächte sich nicht, sondern beschämte seinen Bruder, indem er gut zu ihm war.

Wir wollen diesen Lichtblick in der biblischen Geschichte recht festhalten; denn es wird gleich wieder von ungläublichen Gemeinheiten die Rede sein müssen. (Fortsetzung folgt.)

Das fiel ihm endlich auf, und freundlich fragte er:

»Habt Ihr denn nie gewonnen, liebe Frau?

Seit Jahren seh' ich Euch bei jeder Ziehung

Im grossen Saale hier geduldig warten.«

»Nein niemals hab' ich was gewonnen, Herr.«

»Ja, bitte Euch, habt Ihr dasselbe Los

Jahraus, jahrein? So nehmt doch mal ein anderes.«

»Ein Los, Herr, nein, das hab' ich nie gehabt.«

»Dann aber könnt Ihr doch auch nichts gewinnen.«

Da schaut mit schrägem Köpfcchen ihm die Alte

Treuherzig ins Gesicht und lächelt gläubig

Und spricht: »Bei Gott ist doch kein Ding unmöglich.«

Es war lange Zeit eine Streitfrage, ob die Einführung des Christentums in die Welt zur Zeit des Unterganges des grossen römischen Reiches ein Fortschritt oder ein Rückschritt im geistigen Leben der Menschheit gewesen sei. Alle möglichen Gründe sind dafür und dagegen vorgebracht worden; darauf einzutreten würde zu weit führen. Aber über eines kann kein Zweifel bestehen, dass das sog. Mittelalter — das Zeitalter der höchsten Blüte und Bedeutung des Christentums, resp. des Gottesglaubens — eine Zeit des traurigsten geistigen Zerfalls und in wissenschaftlicher und allgemein geistiger Beziehung weit hinter die Zeiten des damals so verachteten Heidentums zurückgegangen war. Dafür sollen einige Beispiele als Belege dienen. Im Mittelalter hatte man keine Ahnung, dass die Erde ein riesiges Arsenal einer untergegangenen organischen Welt ist und hielt aufgefundene Versteinerungen, diese wichtigen Dokumente der Vergangenheit, für Kuriositäten, gleichsam für steinerne Fratzen der lebenden Organwelt. Der oben erwähnte griechische Philosoph Xenophanes hatte dieselben aber schon als Ueberreste vormals lebender Organismen bezeichnet und der römische Dichter Ovid hatte in seinem Werk »Metamorphosen« den ehemaligen Wechsel von Meer und Land und das davon herrührende Vorkommen von Muscheln entfernt vom Meeresstrande richtig aufgefasst. Das Mittelalter hielt Knochen vorweltlicher Tiere für die Reste ehemaliger Riesen und glaubte, dass Adam und Eva so gross wie Bäume gewesen seien. Noch im Jahre 1821 wagte es der päpstliche Kämmerer Zamboni in öffentlicher Rede in Rom die Lehren der Paläontologen für falsch und die aufgefundenen Reste für Spielerei der Schöpfungskraft zu erklären. Dass es im Mittelalter so dunkel blieb, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, dass die berühmten Kirchenväter Tertullian und Ambrosius gelehrt hatten: »dass Wissbegierde nach Jesus Christus, dass Forschung nach den Evangelia nicht mehr nötig sei und dass alle wissen sollten, dass die Sonne nicht die Ursache des Wachstums sei.«

Friedrich der Grosse sagt: »Von Konstantin dem Grossen an bis auf Luther ist die Menschheit entweder wahnsinnig oder blödsinnig gewesen.«

Welchen Widerstand das Christentum dem Kopernikanischen Weltssystem, der Entdeckung Amerikas, der Wiederbelebung der Klassiker entgegengesetzt hat, ist bekannt. Dass der christliche Fanatismus durch die Zerstörung der die gesamten geistigen Schätze des Altertums enthaltenden Bibliothek zu Alexandria der Wissenschaft enormen Schaden zugefügt hat, kann niemand bestreiten. Nicht umsonst hat die Kirche das Andenken Kaiser Julians, genannt Apostata, geschändet und gefälscht, war doch dieser Kaiser es, der zum erstenmal vergleichende, kritische Untersuchungen über die Herkunft des alten und neuen Testaments veranlasst hat, deren Resultate sich mit den modernsten Forschungen decken, wobei ich an dieser Stelle auf die vorzügliche Biographie dieses grossen Kaisers von Prof. Joh. Geffken, 1914, Leipzig, Verlag Dietrich, verweisen möchte. Der gelehrte Forscher sagt:

»Julian war nicht der erste, der in einer besonderen Schrift gegen das Christentum aufgetreten ist. Vorausgegangen war im 2. Jahrhundert der Platoniker Celsus, dem der Neuplatoniker Porphyrios folgte, der in 15 Büchern wider das Christentum stritt und zwar mit einer Gründlichkeit und Sachkenntnis, die den heutigen Theologen so manche Erkenntnis vorweggenommen hat und viele Ergebnisse moderner Forschung 1500 Jahre

»Le Traducteur«, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Wer sich sein bisschen Französisch retten oder dasselbe weiter ausgestalten will, der greife nach dieser textlich, illustrativ und auch technisch vorzüglich ausgestatteten Zeitschrift. Probeheft kostenlos durch den Verlag des »Traducteur« in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).